

JEAN
SANTEUIL

MARCEL
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5411

Freuden und Tage war noch nicht erschienen, als der junge Literat Proust an einem weit ehrgeizigeren Projekt zu arbeiten begann. Die zuvor in literarischen Kleinformen erprobten Themen und Stile sollten nun im Kontinuum eines Romantextes aufgelöst werden. In enger Anlehnung an eigene Erlebnisse, an literarische und malerische Vorbilder sowie an die psychologische und soziologische Forschung seiner Zeit unternimmt es Proust, das Leben seines Helden, Jean Santeuil, als idealistisch-naturphilosophischen Entwicklungsroman zu erzählen. So entsteht zwischen 1895 und 1899 ein umfangreiches Manuskript, ohne dass es dem Autor gelänge, die einzelnen Fragmente zu einem Ganzen zusammenzufügen. 1899 hat Proust den Entwurf beiseitegelegt, um sich einem neuen Arbeitsfeld zuzuwenden. Unter dem Titel *Jean Santeuil* wurde das Manuskript 1952 zum ersten Mal veröffentlicht. 1971 wurde das Werk in einer zweiten, stärker auf das Fragmentarische abhebenden Ausgabe präsentiert, die außerdem zahlreiche zuvor nicht berücksichtigte Texte enthält. Die vorliegende Ausgabe folgt dem Text der zweiten Ausgabe. Im Kommentar werden das biographisch-historische Umfeld und der literarische Kontext des Werkes zum ersten Mal umfassend aufgearbeitet und ausführlich dargestellt.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Jean Santeuil

Suhrkamp

Diese Ausgabe entspricht Werke III, Band 1-2 der Frankfurter Ausgabe
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Originaltitel: *Jean Santeuil*

Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller

Herausgegeben von Mariolina Bongiovanni Bertini

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

suhrkamp taschenbuch 5411

© der deutschsprachigen Ausgabe

1965 und 1992, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

© der Originalausgabe Éditions Gallimard, Paris, 1971

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47411-2

www.suhrkamp.de

Jean Santeuil

1

Darf¹ ich dieses Buch einen Roman nennen? Es ist vielleicht weniger und doch weit mehr, die Essenz meines Lebens, unverfälscht eingefangen in jenen Stunden des Aufbrechens, in denen sie dem Innern entströmt. Dieses Buch ist nie geschaffen, es ist geerntet worden. Und das ist keine Entschuldigung für meine Trägheit. Ich hätte es vor den Unwettern schützen, hätte den Boden bestellen, es der Sonne aussetzen und sozusagen mein Leben besser einrichten können. Sobald der Anblick der Natur, die Traurigkeit, jene Strahlen, die dann und wann, ohne daß wir sie entzündet hätten, über uns leuchten, mich für einen Augenblick von der Eiskälte des mondänen Lebens befreien, d[...]

VORWORT

Mit einem meiner Freunde hatte ich im September Kerengrimen¹ aufgesucht, das damals (1895) nur ein inmitten von Apfelbäumen fern von jedem Dorf gelegener Bauernhof am Ufer der Bucht von Concarneau war. Viele Pariser und Engländer pflegten die schöne Jahreszeit dort genau wie in einem Hotel zu verbringen. Doch hatte der Eigentümer, der alte Buzaret, seinem Besitz Namen und Aussehen eines Hofes belassen, und zwar auf Anraten von Malern, die – da sie den Ort entdeckt hatten, alljährlich wiederkamen, bis zum Spätjahr blieben und ihm Bilder daließen, wenn sie nicht zahlen konnten – mit ihm enger befreundet waren als seine anderen Gäste und ihren Stolz darein gesetzt hatten, ihm »Geschmack« beizubringen und so sein Glück zu machen.

Bis zum Beginn der schlechten Jahreszeit – wo dann in einem wohlgeheizten Speisesaal gegessen wurde – nahm man Mahlzeiten, die es verdient hätten, zwischen den Marmorsäulen schweizerischer Hotelpaläste aufgetragen zu werden, an bäuerlichen Tischen im Freien ein, das Meer vor Augen. Erstaunlicherweise nämlich kommt es gar nicht selten vor, daß wir gewissen Abstraktionen im wirklichen Leben begegnen, auf eine gefühlvolle Prostituierte stoßen, die wir in unserem Mißtrauen gegen die Literatur uns schlimmer vorgestellt hatten, die nun aber doch ganz dem geschilderten Typ entspricht, wie auch auf einen Gärtner, der seine Blumen liebt und bilderreich von ihnen spricht, oder einen Bauersmann, der Sinn für die Reize seines Hofes hat und ihn durch ge-

schmacklose Verschönerungen niemals verunstalten würde. Verwundert entdeckt ein Maler plötzlich eine der seinen verwandte Sinnesart bei einem Landarbeiter oder einem Matrosen, so wie auch wir eine unserer eigenen Schwester würdige Zartheit des Empfindens, die viele Angehörige unserer Kreise vermissen lassen, in dem Brief erkennen, in dem uns unsere Waschfrau vom Tode ihres Sohnes Mitteilung macht. Eine der heutigen nahekommende Ausdrucksweise in einem Gesang der *Ilias* und die Ähnlichkeit einer Krise im Verlauf der ägyptischen Geschichte mit Begebenheiten unserer Tage beweisen uns vollends, daß eine bestimmte, wenn auch nur unsichtbar und gleichsam intermittierend fortlebende Substanz, die den Urgrund der Menschheit bildet, nie völlig zum Erliegen kommt, sondern gerade da wieder auftaucht, wo man es am wenigsten erwartet hatte.

Als² ich eines Nachmittags mit unserem Wirt plauderte, erfuhr ich, daß eine der Personen, die nicht weit von uns an einer der großen Tafeln Platz zu nehmen pflegte und die ich, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, nie besonders beachtet hatte, C. war, derjenige lebende Schriftsteller, den einige meiner Freunde und ich selbst zu jener Zeit über alle anderen stellten. Mein Freund war zum Angeln gegangen. Ich wartete ungeduldig auf seine Rückkehr, um ihm die große Neuigkeit mitzuteilen. Endlich kehrte er zurück und erriet aus meiner sichtlichen Hochgestimmtheit sofort, daß ich eine wichtige Entdeckung gemacht haben müsse. Vor dem Abendessen blieb uns nicht mehr viel Zeit. Wir brachten mehrere Briefkonzepte zu Papier, die wir verbrannten, entschieden uns dann jedoch, da die Stunde der Mahlzeit nahe war, für das letzte, das uns im Augenblick freilich das schlechteste zu sein schien, so daß wir bedauerten, die

andern verbrannt zu haben. Am folgenden Tage hätten wir vielleicht etwas Besseres zustande gebracht, doch wir konnten nicht abwarten und etwa dulden, daß C. sich auch nur eine Stunde länger in der – allerdings anscheinend von seiner Seite bisher recht gut ertragenen – Unkenntnis der Anwesenheit zweier so glühender Bewunderer in seiner unmittelbaren Nähe befände. Da unsere Namen, die damals höchst unbekannt waren und es auch geblieben sind, ihm nicht viel sagen konnten, ließen wir, um nicht allzu intrigant zu erscheinen und unserer Bewunderung größeren Wert zu verleihen, eine Bemerkung über eine Herzogin einfließen, bei der wir viel verkehrten und die uns gesagt hatte, sie kenne ihn sehr gut. Wir glaubten, ohne zu lügen, behaupten zu können, wir hätten ihn bei ihr zum ersten Mal gesehen. Dann übergab mein Freund den Brief der Magd, die versprach, ihm diesen bei seiner Rückkehr auszuhändigen.

Das Herz klopfte mir schon, während er diese Besorgung erledigte. Natürlich waren wir noch aufgeregter, als wir zu Tisch gingen und bis wir festgestellt hatten, daß er noch nicht anwesend war. Jedesmal, wenn die Tür aufging, machten wir uns gleichermaßen auf eine überaus herzliche Begrüßung und eine Duellforderung gefaßt. Alle Mängel unseres Briefes wurden uns in diesem Augenblick bewußt. Endlich trat unser Mann in den Speisesaal; er schien sehr vergnügt, war sehr schmutzig und nahm in bester Stimmung seinen Platz zwischen zwei englischen Damen ein, mit denen er sehr gut bekannt zu sein schien. Plötzlich überbrachte die Magd ihm einen Brief. Von diesem Augenblick an senkten wir die Köpfe beim Essen tief über unsere Teller und zitterten jedesmal, wenn wir hörten, daß jemand sich von Tisch erhob. Endlich brach er mit den englischen Damen auf. Wir waren alsbald überzeugt, er erhalte den

ganzen Tag über solche Briefe und schenke ihnen keine Aufmerksamkeit. Wir fühlten uns äußerst klein. So sehr entbehrt unsere Eigenliebe – genau wie jede andere unserer Fähigkeiten – der Selbstsicherheit. Wer hat nicht schon von sich eine vorteilhafte Meinung gehabt, wenn er bei einem Wettbewerb einen Preis errang, und wer nicht sich selbst an dem Tage verachtet, an dem er durchs Abitur fiel? Und dennoch enthielt unser Brief ein paar sehr gelungene Sätze.

Endlich kam C. zurück. Wir waren schon drauf und dran aufzustehen – doch nein: er wollte sich nur eine Zigarre holen. Doch an einer Drehung, die er dann machte, erkannten wir, daß er auf uns zukam. Ohne uns zu verständigen, erhoben wir uns beide und gingen ihm entgegen. Wir sagten ihm nichts von dem, was wir ihm hatten sagen wollen, dafür aber einiges, was uns hernach einfältig erschien. Die Herzogin erwähnte er nicht. Letzthin haben wir erfahren, daß sie ihn mit jemand anderem verwechselt hatte und daß er niemals bei ihr gewesen war. Wir konnten also damals nichts finden, was ihm größeres Mißtrauen gegen uns hätte einflößen können. Dennoch ließ er sich uns gegenüber nichts davon anmerken, und am Ende empfand er es nicht einmal, so wenig Bedeutung haben in Wirklichkeit die Dinge, die wir für wichtig halten. Wir fragten ihn nach seiner Meinung über alles, was uns damals am meisten am Herzen lag, vor allem über die Gegend, in der wir uns befanden. Indem er uns sagte, er liebe sie, flößte er uns das Verlangen ein, sie schön zu finden. Wir entlockten ihm die Namen von Ausflugsorten, die daraufhin für uns das Ziel von Wanderungen, ja beinahe Pilgerfahrten wurden, und wenn er von etwas sprach, das er bezaubernd fand, so verlieh ein genaueres Beiwort, das uns den Grund einer in unseren Augen so ehrwürdigen Vorliebe angab, den mit einem ehrlichen Wort in uns

erweckten Sympathien für tausend Dinge etwas Bestimmteres. Wie es nun einmal junge Leute in Anwesenheit eines bewunderten Meisters tun, befragten wir ihn über alle Dinge, von denen er in seinen Büchern nicht sprach. Als allmählich die übrigen Hotelgäste sich verzogen hatten, sahen wir ihn häufiger, und nachdem auch die beiden englischen Damen, die er noch bis Quimper begleitete, abgereist waren, ergab es sich sogar, daß wir bei Tisch die Plätze neben ihm bekamen; freilich speisten wir selten mit ihm, denn er erschien immer erst sehr spät, wenn alle andern schon gegessen hatten.

Dadurch daß wir ihn – jedoch auch die andern über ihn – befragten, hatten wir schließlich herausbekommen, wann er arbeitete. Er pflegte lange, immer bergan, an der Steilküste entlangzuwandern, zweifellos mehr und mehr durch seine Gedanken beschwingt, denn von unten her sahen wir ihn immer schneller ausschreiten, laufen, den Kopf schütteln, bis er zu dem Häuschen eines Leuchtturmwärters, das heißt zu einer Stelle gelangte, an der sonst niemand vorbeikam. Dort nun, an dieser wahrhaft erhabenen Stätte studierte er den Flug der Vögel, die über das Meer hinzogen, während er dem Winde lauschte und den Himmel nach Art der alten Auguren betrachtete, allerdings nicht auf Vorzeichen für die Zukunft bedacht, sondern eher, wie ich zu verstehen meinte, auf eine Rückerinnerung an die Vergangenheit: denn Regentropfen, die zu fallen begannen, ein von neuem durchbrechender Sonnenstrahl genügten, um ihm regnerische Herbste, sonnige Sommer, ganze Epochen seines Lebens, dunkle Stunden seiner Seele, die sich dann aufhellten, ins Gedächtnis zu rufen und ihn in einen Rausch von Erinnerung und Poesie zu versetzen. Wie oft haben damals mein Freund und ich, beide verborgen, ihn beobachtet. Es sah aus, als fühle er sich mit etwas konfrontiert, was er nicht recht begriff. Und sein

ganzer Körper schien in einem Ablauf zugleich kraftvoller und zarter Bewegungen – besonders seiner Hände, die sich heftig schlossen, während er den Kopf hob – die Mühe des Denkens mitzuvollziehen. Dann plötzlich wirkte er froh und zum Schreiben bereit. Er trat in das Häuschen des Leuchtturmwärters, zu dem er sich einmal an einem Regentage geflüchtet hatte und zu dem er seither alle Tage zurückkehrte. Beim Aufbruch übergab er jedesmal dem Mann eine kleine Summe, die für diese Gegend hier so bedeutend war, daß dieser sie die ersten Tage nicht anzunehmen gewagt hatte und wir uns in der Meinung bestärkt fühlten, C. neige zu einer Großzügigkeit, die, wie ich glaube, ebenso sehr seinem Bedürfnis, anderen Vergnügen zu bereiten, wie seiner Unkenntnis in Gelddingen und schließlich dem Bedürfnis entsprang, denjenigen, mit denen er gerade umging, eine möglichst gute Meinung von sich zu vermitteln. Oft brachte er sehr lange Stunden mit Schreiben zu. Der Leuchtturmwärter und seine Frau setzten sich in das andere Zimmer, um keinen Lärm zu machen. Manchmal, wenn er fortging, war der Mann auf das Meer hinausgefahren und die Frau lief draußen auf den Wegen umher, um ihre Gänse wieder zusammenzubringen, die vor dem Bellen eines Hundes aufs Meer hinaus geflüchtet waren, wo häufig eine davon ertrank, denn sie schwammen sehr schlecht. Einmal, als wir beide, mein Freund und ich, von einem Felsen aus C. bei der Arbeit beobachteten, sahen wir, wie er, nachdem er sich versichert hatte, daß der Leuchtturmwärter und seine Frau ihn nicht sehen konnten, aus Spaß die Gänse aufs Meer hinaus scheuchte. Als die Frau zurückkam, ihre Gänse nicht mehr vorfand und zu lamentieren anfang, tat C. so, als merke er erst jetzt, daß die Tiere nicht mehr vor dem Hause waren. Innerlich hat er sicher gelacht, was beweist, daß er nicht so gutherzig war, wie diese Leute

glaubten. Die Frau war sehr unglücklich über die Flucht ihrer Gänse, denn sie konnte sie nicht wieder alle zusammenbringen. Das Meer war an jenem Tage ziemlich bewegt: zwei ertranken und eine wurde von der Brandung auf einem Felsen erschlagen.

Im übrigen erzählte uns ein Paar, das damals in T. war und den Ort bereits im zweiten Jahr besuchte, viel Schlechtes über C.'s Charakter. Sie hatten im vorhergehenden Jahr seine Bekanntschaft gemacht, alle Mahlzeiten mit ihm gemeinsam eingenommen und zudem Gelegenheit gehabt, ihm beträchtliche Dienste zu erweisen. Wieder nach Paris zurückgekehrt, hatte er sie nicht ein einziges Mal besucht und auf zwei Einladungen, die sie ihm gleichwohl schickten, keine Antwort gegeben. Sie behaupteten auch, er schliefe mit der Magd vom Gasthof. Was nun gesellschaftliche Briefkontakte betraf, so muß ich sagen, daß er mir eines Tages gestand, er pflege niemals welche. Er sah in ihnen etwas wie Blitzableiter, die dem Geist die elektrische Spannung entziehen und ihn daran hindern, sich bis zu jenen wirklichen Gewittern im Innern aufzuladen, aus denen allein der wahre Blitz des Genius aufzucken kann und in denen das menschliche Wort eine Macht erhält, dank der es weithin wie Donner widerhallt.

Während der Zeit, in der sich die Prinzessin X. inmitten einer ebenso zahlreichen wie glanzvollen Gesellschaft auf ihrem Schloß Ker-caradec nicht weit von T. aufhielt, lernten wir C. von einer ganz neuen Seite kennen. Sehr elegant gekleidet begab er sich zum Schloß und kehrte oft tagelang nicht zurück. Nach den Besuchen dort zeigte er niemals die gleiche zufriedene Miene, wie wenn er von dem Haus des Leuchtturmwärters zurückkam, so daß ich eines Tages, als er gerade wieder zum Schloß aufbrach, mich zu sagen erkühnte: »Herr C., Sie sollten

lieber zum Leuchtturm gehen! Sie wissen ja, Sie kommen von dort viel zufriedener zurück und haben dann wenigstens etwas Schönes geschrieben. « Er runzelte wie jemand, bei dem man den Finger auf die Wunde gelegt hat, die Stirn, begab sich aber dennoch zum Schloß und zeigte sich während einiger Tage etwas reservierter. Dann verließ die Prinzessin Keraradec.

Folgendermaßen verbrachte er nun seine Tage. Wenn er nicht die ganze Nacht auf See geblieben war, brach er am Morgen mit einem Schiffsjungen, der nur ihm zur Verfügung stand, zum Fischen auf. Da C. sehr kräftig war, liebte er stürmisches Wetter mehr als jedes andere, und oft kleidete er sich aus, sprang ins Wasser und schwamm stundenlang hinter dem Boot her. Am Abend ließ er durch die Magd den Jungen, der schon in seinem Bett lag und schlief, häufig noch einmal wecken und aus dem Bett holen, was viele sehr rücksichtslos fanden, um das Boot klarzumachen. Das Wetter hatte ihm zugesagt, sei es weil der Mond schien oder weil im Gegenteil die Witterung schlecht war. Oft blieb er dann die ganze Nacht auf dem Meer. Er schlief dort übrigens besser als an Land, wo sein Schlaf so leicht war, daß er den Dienstleuten auf dem Hofe dicke Filzschuhe geschenkt hatte, damit ihn ihre Schritte nicht weckten. Nachmittags, wie schon gesagt, verbrachte er seine Zeit mit Schreiben bei dem Leuchtturmwärter, einem Mann von offenbar sehr ruhiger Gemütsart, denn seine beiden Vorgänger waren verrückt geworden, da während der Winterstürme das Meer die Dachsparren mit seinem wütenden Wogenprall überflutet, dem, so scheint es, die menschliche Vernunft nur schwer standzuhalten vermag. Die Nacht brach herein. Er konnte kaum noch die Buchstaben sehen, die er niederschrieb, doch von dem Wunsch beschwingt, mit der Feder dem in diesem Augenblick äußerst raschen Flug seiner Gedanken zu fol-

gen, fuhr er mit Schreiben fort. Ohne Lärm zu machen, erschien der Mann, um eine armselige Lampe anzuzünden. C. aber, der, solange jener da war, nicht schreiben konnte und durch sein Innehalten ihm bedeuten wollte, er möge nicht zu lange verweilen, legte die Feder nieder und betrachtete ihn mit strahlenden Augen, in denen im übrigen etwas wie Staunen darüber zu liegen schien, daß sie mit einem Mal auf dem roten, ruhigen Gesicht des Leuchtturmwärterers ruhten.

Wenn er fortging, verabschiedete er sich von dem Wärter und seiner Frau, die gerade bei der Mahlzeit saßen, in dem Raum, der nichts als einen großen, mit einem Holzfuß auf dem Boden befestigten Kompaß und einen brennenden kleinen Eisenofen enthielt, neben dem sie an einem Tischchen zu speisen pflegten. Der Lichtschein des Ofens und einer Kerze erhellte nicht das ganze Gemach, doch die Helligkeit, die er auf die Wand warf, war so friedvoll und so sehr von der Stille des Lebens geprägt, dessen ruhevollste Szenen er jeden Abend zu der Stunde beschien, in der die Arbeit beendet ist, daß C., während er bei Wind und Dunkelheit von der Steilküste abwärtsstieg, sich jeweils mehrmals umwendete, um den Wärter und die Wärterin noch einmal bei ihrem Abendessen sitzen zu sehen und, wenn er schon zu weit fort war, um sie noch zu erkennen, den schwachen Lichtschein zu erblicken, in dessen Färbung der Friede all dieses Tuns, die Schlichtheit dieser Herzen, die Behaglichkeit dieser kleinen Klause, das stille Glück dieses Lebens eingegangen zu sein schienen. Er kehrte heim, schritt – im Bewußtsein, daß es schon spät sei, und auch weil er fror – schnell aus und erschien zum Abendessen, wenn oft einzig noch mein Freund und ich auf ihn warteten, nachdem die beiden englischen Damen abgereist waren. Er sah aus, als sei er zufrieden mit dem Getanen, daß schnell, während er gedankenvoll vor

sich hinstarrte, und blieb oft minutenlang so sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Dann und wann nahm er den Kneifer ab, wischte sich die Stirn, strich mit der Hand sein in Bürstenform gestutztes rötliches, bereits ergrauendes Haar zurück und lachte, ohne zu sagen, weshalb. Neben ihm lagen, durch einen Teller beschwert, Papiere, von denen wir mit Recht vermuteten, sie enthielten sein Tageswerk. Da bei Einbruch des schlechten Wetters alle anderen Hotelgäste abgereist und wir als einzige mit ihm zurückgeblieben waren, fragten wir ihn, ob er uns nicht zunächst alles, was wir noch nicht kannten, und darauf allabendlich das vorlesen wolle, was er am Nachmittag jeweils geschrieben habe. Nach einigen verlegen abwehrenden Bemerkungen darüber, daß er uns sicher langweilen werde, versprach er es uns, und nachdem er uns einen Nachmittag hindurch den ganzen Anfang des Romans vorgelesen hatte, an dem er damals schrieb, griff er nun jeden Abend, wie es vereinbart war, sobald er zur Nacht gegessen hatte, nach den unter einem Teller neben ihm liegenden Papieren und begann die Lektüre, jedoch erst nach so vielen rhetorischen Vorbehalten und unter derart häufig in die Lesung eingestreuter Kritik an sich selbst, die dazu dienen sollte, die des Zuhörers im voraus zu entkräften, wie es nun einmal Literaten an sich haben, daß wir ihn oft unterbrechen und veranlassen mußten, noch einmal von vorn anzufangen.

Für diese Lesungen hielten wir uns – das Wetter gestattete es nicht mehr, Mahlzeiten im Freien einzunehmen – auch weiterhin in dem sehr wohlgeheizten Speisesaal auf, und oft, wenn die Lektüre allzulange währte, zeigte sich an der Tür das Gesicht der Magd, der es mit Abdecken eilte, weil sie zu Bett gehen wollte. C. unterbrach sich dann und versprach ihr, es werde nicht mehr lange dauern, schon damit sie nicht dableib, denn das

störte ihn. Oft unterbrach er seine Erzählung durch jene Art von Betrachtungen, in denen der Verfasser nach der Weise gewisser englischer Romanciers, die er früher sehr gemocht hatte, seiner Meinung über bestimmte Dinge Ausdruck gibt. Gerade diese Betrachtungen, die, insofern sie die Spannung abreißen lassen und dem Leser die Illusion des Lebens rauben, für diesen oft eher verdrießlich sind, hörten wir mit dem größten Vergnügen an, waren wir doch so begierig, seine eigenen Gedanken kennenzulernen, daß es uns schon störte, wenn sie sich im Charakter einer Person verbargen. Wir wußten von ihm, und zwar zweifelsfrei, daß alles, was er schrieb, im strengsten Sinn wahre Geschichten sind. Er entschuldigte sich dieserhalb mit dem Bemerkten, er habe keine Erfindungsgabe und könne nur schreiben, was er selber erlebt habe – eine sehr amüsante Entschuldigung, denn die Begebenheiten seines Romans sind heute so geläufig, selbst in dem, was noch so merkwürdig daran scheint, daß man keiner großen Erfindungsgabe bedurfte, um sie sich auszudenken. Doch in welchem Umfang war wirklich er selbst in dem enthalten, was er schrieb, hatte er den Herzog von Réveillon gekannt, würden wir, wenn wir das Marnetal bereisten, dort die Mühle antreffen, von der er spricht, deren Rad von wildem Wein umrankt und dadurch schließlich stillgelegt worden war? Und dann vor allem dieser Jean, der einige Fehler C.s hatte, vielleicht aber mehr Vorzüge, besonders was die Empfindung und sogar was das Gemüt betrifft, doch auch eine viel schwächere Gesundheit, der im Gegensatz zu C. so viel Unglück gehabt hatte und für keine Kunst Talent besaß? Diese Fragen, die wir ihm, weil er uns das erste Mal durch eine ziemlich trockene Antwort den Mut dazu genommen hatte, nicht zu stellen wagten, interessierten uns mehr als alles andere. Wir meinten, unser Leben, wofern wir es ganz ihrer Lösung